

Die Sanitätswarte

Zeitschrift für das Personal in Kranken-, Pflege- und Irren-Anstalten
 Kliniken, Sanatorien, Bade- und Massage-Instituten, Seebädern
 Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter

Redaktion und Expedition:
 Berlin W. 57, Winterfeldt-Strasse 2.
 Fernsprecher: Amt Lützow, Nr. 2746.
 .. Redakteur: Emil Dittmer. ..

Berlin,
 den 26. März 1915.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
 Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ viertel-
 jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 Mk.
 Postzeitungs-Liste Nr. 3164

Inhalt: Im Märzen. - Caritas oder Berufsarbeit. - Im
 Wärterkittel (Festschrift). - Aus unserer Bewegung. - Gerichts-
 zeitung. - Filiale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten

Im Märzen.

Nun sproßt's und grünt's wieder in der freien Natur.
 Kein Kanonendonner, kein grimmiges Aufeinander der
 Menschen im Schlachtenlärm kann hindern, daß die allgütige
 Mutter Natur sich regt in Deutschland wie in Feindesland.

Einig galt den Völkern das Erwachen der Naturkräfte
 im Märzen als das wunderbarste, revolutionärste, dem sich
 die Seelen der Menschen hingeben konnten. Heute hat der
 Mensch mit technischen Mitteln vielfach die Natur zu seiner
 Dienerin gemacht. So hängt die Menschheit Mitteleuropas
 nicht mehr in gleichem Maße ab von den Geschehnissen da
 draußen.

Und doch regt es sich alljährlich in der empfindenden
 Menschenwelt um die Märzeseit. Mit den heimkehrenden
 Jugendelschwärmen ziehen Hoffnungen und Wünsche in die
 Herzen der Menschen.

Die Sehnsucht nach dem Völkerfrühling hat wohl
 nie so starke Bedeutung gefunden, wie in diesem Welt-
 kriegsjahr.

Koch starrt freilich die Welt in Waffen und das Ende des
 fürchterlichen Ringens ist nicht einmal abzusehen.

Aber mit der Frühlingssonne waagt sich die glaubens-
 starke Hoffnung auf baldigen Völkerfrieden hervor
 und sie wird wachsen mit der höher aufsteigenden Sonne.

So wollen wir uns heute, am sonnigen Märzentage, nicht
 unterkriegen lassen von den „Realitäten“, die den Tag noch
 beherrschen. Koch ist die Erkenntnis der Völker nicht stark
 genug gewesen, diesen Menschen und Werte vernich-
 tenden Krieg zu verhindern. Wir wollen uns auch nicht
 völlig freisprechen von Mitschuld an dem Verhängnis, das
 über die Millionen hereingebrochen ist. Koch eifriger
 hätten wir in der Friedenszeit an der Aufklärung der Men-
 schen arbeiten sollen, um so bei allen Völkern eine geschlossene
 Friedensphalanx zu sichern, die allem Widerstanden hätte, was
 auf sie eindrängte.

Aber das kann uns keine Veranlassung geben, nun dem
 Nebel nicht zu widersehen. Nach dem Kriege müssen wir
 erneut und mit größerer Kraft dagegen ankämpfen.

Ja, wir können schon heute den Boden vorbereiten,
 um die Friedensarmee stark zu machen.

Gerade die Gewerkschaftsorganisationen sind solche
 Armeen, die den Kampf mit Menschenbrüdern nicht mehr
 wollen und dafür den Kampf um größeren Anteil
 an Menschenrechten aufgenommen haben.

Dieser Kampf wird auch nach dem Kriege wieder seine
 volle Bedeutung erhalten. Er mag über dem Waffengetöse
 unserer Zeit in den Hintergrund gedrängt worden sein. An
 bleibenden und für die Menschheit wachsenden Werten über-
 ragt er alle Kriegserfolge; denn jeder bisherige Waffenkrieg
 machte den Unterliegenden um so viel ärmer, als er den Sieger
 bereicherte, vom jetzigen Weltkrieg läßt sich schon heute sagen,
 er wird allen beteiligten Völkern tiefe Wunden schlagen
 auf lange Zeit hinaus. Die Katastrophen blühender Menschen-
 leben, die Vernichtung ungeheurer wirtschaftlicher Werte bleibt
 für die Menschheit als Ganzes schier unersehbar.

Da kann die Erkenntnis nicht ausbleiben: es muß eine
 Möglichkeit geben, das, was alle ernstdenkende Menschen wollen
 — den Völkerfrühling-Völkerfrieden — durchzusetzen.
 Stärker denn je wird nach diesem Weltkriege die Friedens-
 idee Gehör finden, und wir wollen in diesen Märztagen, da
 die Frühlingsstaaten keimen, uns ermutigen lassen von Al-
 mumter Natur, die über alle blutigen Schlachtfelder hinweg
 nun ihr Knospen und Sprossen zeigt und unsere Herzen
 bei aller Trübsal empfänglich macht für die Zeit des Werdens
 und der besseren Zukunft.

Waren es nicht die Tage des Märzen, da vor fast zwei
 Menschenaltern — 1848 — von Westen her über das namliehe
 Europa, das heute im Schlachtenlärm gegeneinander kämpft,
 die Freiheitsidee sich verbreitete und große Schichten
 des Bürgertums erfasste? Koch ist nicht alles weggeweht,
 was wir von der „vormärzlichen“ Zeit an Rückständigkeit
 übernommen haben. Mancher von uns hofft, daß die un-
 geheuren Pflanzopfer der jetzigen Zeit dazu beitragen, unsere
 Staatseinrichtungen innerlich freier zu gestalten. Das
 kommt freilich nicht ohne unser Zutun! Je
 fräftiger sich die Arbeiterklasse ihre Kampforganisationen aus-
 baut, um so nachhaltiger können wir unseren Einfluß geltend
 machen, können wir den widerstrebenden Elementen die
 Sporen ansetzen und auf ein schnelleres Tempo des sozialen
 Fortschritts drängen.

Seien wir Säemänner für die neue Zeit, da
 wir mit dem Dichter singen können:

Wie ist's so sonnig doch da drauß!
 Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
 Der Himmel lodt so hell und klar.
 Was hör' ich nur so wunderbar
 Doch über mir erklingen?
 Vorbei des Winters Druß und Qual:
 Frühling, Frühling, auf Berg und Tal,
 Der schönste Frühling kommt ins Land;
 Arbeit, Arbeit, ist er genannt,
 Arbeit, o Völkerfrühling!

Charitas oder Berufsarbeit.

Der „Frankfurter Tagespost“ entnehmen wir den nachfolgenden Artikel von Charlotte von Cammerer, Vorstandsmitglied der „Berufsorganisation“. Wenn sich wohl manches von unserem Standpunkt aus ergänzen ließe, verzichten wir in der gegenwärtigen Zeit doch darauf. Nach dem Kriege, wo sich für unseren Pflegeberuf eine förmliche Neuorientierung nötig macht, wird auf einzelnes zurückzukommen sein. Die Redaktion.

I.

Das deutsche Volk hat einen starken Hang zur Charitas, der sich in den ersten Kriegsmonaten des Jahres 1914 besonders deutlich zeigte. Die durch den Ausbruch des Krieges verursachte Arbeitslosigkeit wurde durch überreife charitative Maßnahmen noch vergrößert. Am härtesten entwickelte sich charitative Tätigkeit im Roten Kreuz, bei der Einrichtung der Vereinslazarette. An allen Orten saßen Tausende von Hunderten und nähten Wäsche für die Lazarette. Ganze Vollen Stoff, von opferfreudigen Hausfrauen gestiftet, wurden von unkundigen Damen Händen verdonnert und verworfen, anstatt Berufsinnen und arbeitslose Fabrikarbeiterinnen zu beschäftigen. Im diesem Hebel abzuhelfen, zog man Handarbeitslehrerinnen zum Zuschneiden heran. Andere Damen trafen von früh bis spät an den Waschmaschinen und Plättchen und nahmen armen Waschfrauen und Plätterinnen das Brot. An den Krankenbetten der verwundeten Soldaten waren achtzehnjährige Helferinnen vom Roten Kreuz zu finden, während erfahrene Berufskrankenschwestern vergeblich nach Arbeit suchten.

Eine große Zahl von Privatpflegerinnen war durch den Krieg arbeitslos geworden. Viele Pflegerinnen hatten ihre Stellen verlassen, um sich der Kriegskrankenpflege zu widmen. Trotz ihrer Bereitwilligkeit, ohne Gehalt gegen freie Station zu arbeiten, wies das Rote Kreuz sie zurück. Allein in Frankfurt a. M. wurden Anfang Oktober in der Kriegsfürsorge, Abteilung Krankenpflege, 152 arbeitslose Krankenpflegerinnen festgestellt. Einigen wurden Anstellungen und Vergünstigungen erwirkt, weil sie in großer Not waren. Am 8. August teilte die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands in Berlin ihren Mitgliedern durch ihre Rundschreibung mit, daß auf die Bemühungen des Verbandes, den Mitgliedern in der Kriegskrankenpflege Verwendung zu verschaffen, von behördlicher Seite geantwortet worden sei: der

Krieg sei nicht dazu da, arbeitslose Krankenpflegerinnen zu beschäftigen, und vorläufig stünden behördlicherseits keinerlei Gelder zur Befoldung von Schwestern zur Verfügung. Am 5. Oktober stellte die Berufsorganisation in ihrer dritten Kriegszusammenkunft „Internem Lazaruskreuz“ fest, daß trotz der zunehmenden Rasse der Verwundeten den Mitgliedern des Verbandes immer noch keinerlei Aussicht auf zahlreiche Verwendung in Deutschland gemacht werden könne. In Friedenszeiten hatten sich in den letzten Jahren 2000 von 3000 Mitgliedern der Organisation für die Kriegskrankenpflege bereit erklärt. Trotz dieses guten Ergebnisses der jährlich wiederholten Statistik wurden die Anträge des Verbandes auf Zulassung zum Kriegssanitätsdienst wiederholt in allen Instanzen abgelehnt. Generalarzt Dr. Mörtling vom Roten Kreuz hatte zwar schon vor einigen Jahren festgestellt, daß 17 000 Pflegerinnen für einen deutschen Krieg nötig seien, und daß 6500 an dieser Zahl fehlten. Trotzdem hielt man es nicht für nötig, sich diese 2000 Berufskrankenschwestern für den Kriegsfall zu sichern. Die Mitglieder der Berufsorganisation erklärten infolgedessen im September: wenn Deutschland uns nicht braucht, gehen wir nach Österreich! Am 17. September reisten die ersten 80 nach Wien und am 1. Dezember waren über 400 deutsche Berufskrankenschwestern in österreichischen Lazaretten tätig. Die österreichischen Behörden haben den Mitgliedern der Berufsorganisation 50 Kronen Gehalt monatlich bewilligt und den nichtorganisierten Deutschen Pflegerinnen, die mit hinausgegangen sind, 40 Kronen. Einige hundert Mitglieder der Berufsorganisation, die auf dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatz und in den Heimalazaretten arbeiten, verdanken diese Tätigkeiten lokalen Beziehungen mit den Vaterländischen Frauenvereinen und persönlichen Verbindungen mit einflussreichen Persönlichkeiten. Daß deutsche Krankenpflegerinnen Konnexionen mit Erzherzogen und Geheimräten haben müssen, um deutsche Soldaten zu pflegen, sollte man kaum für möglich halten!

Das Rote Kreuz hat bei Kriegsbeginn 2500 Pfleger, 1500 Pflegerinnen und 1200 Krankenträger ins Feld geschickt. Weitere Verstärkungen sind gefolgt. Diese Pflegerinnen gehörten zum größten Teil dem Roten Kreuz an, im übrigen den Organisationen, die schon im Frieden die Zulassung zum Kriegssanitätsdienst erworben hatten, den Mitter- und Konneworden und den Datschinnen. Dem Vorwurf, daß Berufskrankenschwestern im Felde keine Verwendung finden, ist man mit verschiedenen Artikeln in der Tagespresse begegnet, nach denen die Verwendung weiblicher Kranken-

Im Wärterkittel.

Der bekannte Schriftsteller Wilhelm Hegeler schildert in der „Voss. Ztg.“ in launiger Weise seine „Galtrolle“ als Krankenwärter. Dem Memner und unseren Lesern wird dabei die dritte Seite dieser Schilderung, nämlich die vielseitige und schwere Anforderung, die an den einzelnen gestellt wird, in Erinnerung gebracht. Möchte das Verständnis dafür in breiter Öffentlichkeit sich doch nicht auf ein behagliches Leben des ansehnlichen Reuilletons beschränken. Die Redaktion.

I.

Draußen toben die Schlachten und man selbst sollte dabei im warmen Zimmer bleiben und fortfahren, Gedanken zu spinnen? Das war auf die Dauer ein unerträgliches Zustand. Daß ich zum Felddienst untauglich sei, hatte man mir bereits in München gesagt. Als ich nun aber in der Zeitung las, daß Anfang Januar ein neuer Vorbereitungskursus für Pfleger vom Roten Kreuz begann, beschloß ich, mich dorthin zu melden. Die ärztliche Untersuchung bezeugte mich als geeignet für den Dienst der Krankenpflege.

Wir waren unter achtzig, die sich zum theoretischen Unterricht einfanden. Es wurden deshalb zwei Abteilungen gemacht: ein Stadt- und ein Hochschulkursus, womit aber nicht gesagt war, daß die Angehörigen des letzteren gerade lauter Akademiker waren. Neben einem Anstaltsarzt saß ein Koch, neben einem Volksschullehrer ein Fabrikbesitzer. Eine bunte Gesellschaft! Auch was die Jahre betraf. Die Ältesten unter uns hätten gut die Väter der jüngsten Zuhörer sein können.

Gleichzeitig mit diesem Unterricht erfolgte in acht Doppelstunden die militärische Ausbildung. Auf einem Schulhof lernten wir zur Freude der das Gitter umlungerten Straßenjugend exerzieren, rechts- und linksrum machen, Gleich- und Paradeschritt, und wurden von dem sich mit uns abmühenden Feldwebellieutenant derartig hin und her gejagt, daß wir trotz unserer fehlenden Mäntel und unserer bloßen Köpfe wie Esenheizer schwitzten. Anfangs

wollte der Sinn dieser militärischen Übungen uns nicht recht einleuchten. Die Sache bekam aber ein anderes Gesicht, als wir hörten, daß nach dem Urteil der im Felde lebenden Stabsärzte eine militärisch ausgebildete Krankenträgerkolonne das Ein- und Ausladen der Verwundeten in einen Lazarettzug dreimal so schnell befragt als eine Kolonne, die diese Ausbildung nicht bekommen hat.

Dieser Ausbildung folgte ein vierwöchiger Dienst in einem Krankenhaus. Ich wurde dem Krankenhaus am Friedrichshau zugewiesen.

Sonntag, den 17. Januar, pünktlich um sechs Uhr morgens stellte ich mich in strammer Haltung vor die eben ihr Schlafzimmer verlassende Oberärztin, meine nunmehrige Vorgesetzte, auf und meldete mich als „Hilfswärter Hegeler“ zur Stelle. Ich war darauf gefaßt, daß sie mir eine kleine Anrede halten würde. Denn das hatten bis jetzt unsere Vorgesetzten sämtlich getan. Diese sagte auf meine Meldung aber nur: „Schön! Dann gehen Sie hinauf und wischen Sie den Boden naß auf. Aber beachten Sie sich ein bißchen, damit Sie hernach mit dem Spülen der Nachtläger rechtzeitig fertig werden.“

Das war die kürzeste und inhaltsreichste Anrede, die ich bis jetzt in meiner Tätigkeit gehört hatte.

Nachdem ich mich meiner Jacke und meines Stragens entledigt und eine rotgestreifte Wärterschürze umgetan hatte, eilte ich die Treppe hinauf und geriet zuerst in die Küche. Dort saß ein schlaftrunkenes kleines Dienstmädchen, das laut gähnte, wie eine Kröte die Hände rang und dabei fortwährend ansrief: „Ach Gott, wenn ich bloß noch eine Stunde schlafen könnte! Ach Gott, wenn ich bloß noch eine Stunde schlafen könnte!“ . . . „Komm!“ sagte ich. „Was wollen Sie denn hier?“ fragte sie verdutzt. „Ich bin der neue Hilfswärter.“ „Ach Gott, sind Sie aber 'n Langer.“ erwiderte sie entzückt, wobei ihre Augen nach hinten purzelten, so daß sie beinahe in den oberen Augenlidern verschwand. Himmel, sollte das die Liebe auf den erren Blick bedeuten! dachte ich.

pflegerinnen im Felde überhaupt große Schwierigkeiten bereitet. Es hieß, das weibliche Personal sei den Marckierungen nicht gewachsen, die bei der häufigen Verlegung der Feldlazarette unvermeidlich seien. Die Beförderung, Unterbringung und Verpflegung der Krankenpflegerinnen bereite die größten Schwierigkeiten. Es waren Krankenpflegerinnen in Geisangenheit geraten, weil sie nicht rasch genug zurückgehen konnten. Das weibliche Personal sei am besten in der Heimat aufgehoben, das Gros der Schwestern erweise sich den Wechselällen des Krieges weder körperlich noch seelisch gewachsen, vielen tue die männliche Umgebung nicht gut. Es wurden sogar erschütternde Fälle genannt, in denen Krankenpflegerinnen sich mit französischen Verwundeten „verlobt“ hätten. Angesichts der großen Not der Verwundeten im Felde, von denen trotz des gut organisierten Verwundetentransportes noch unzählige verbluten müssen, sind alle diese Gründe ganz hinfällig. Es gibt sehr viele Verwundetenpflegerinnen, die kräftig genug sind, um die Strapazen der Märsche mitzumachen, die auch Geisangenheit, Verwundung und Tod auf sich nehmen würden, wenn man ihnen nur gestatten wollte, ihren Beruf jetzt in den Diensten des Vaterlandes zu stellen. Die Sittlichkeitsprüderie sollte doch wirklich fallen, angesichts der schrecklichen Ereignisse dieses Krieges. Was schaden denn derartige kleine Verirrungen einzelner Personen, wenn man das überwiegend Gute bedenkt, das die Verwendung verwundeter Frauen im Felde mit sich bringt! Je mehr auch in den vordersten Feldlazaretten Frauen verwendet werden, desto mehr Männer werden für die erste Hilfe auf dem Schlachtfelde frei.

Aus unserer Bewegung.

Berlin. Städtische Krankenanstalten. Ständige Klagen über schmale und unzureichende Mait in den städtischen Krankenanstalten während des Krieges veranlaßten die Zeitungsleitung, in allen städtischen Krankenanstalten Versammlungen einzuberufen, die sich besonders der Befähigungsfrage und der geforderten Feuerungsanlage beschäftigten. - Am St. Andreaskrankenhaus bekamen die Angestellten zum Krühstund und Abendessen je 70 Gramm Wurst in Kriegszeiten. Jetzt gibt es zum Krühstund nur noch 50 Gramm und zum Abend sogar nur 10 Gramm Pelag. Es kommt aber auch vor, daß es gar keinen Pelag gibt, und zwar, wenn zum Krühstund Musikanten gerufen werden. Hier wurde auch besonders die Zubereitung des Essens und

ganz besonders des Alppfisches gerügt, welche Klagen in allen anderen Anstalten wiederholt wurden. Dieser Fisch wandert zumeist nicht den ihm vorgeschriebenen Weg in den Magen des Angestellten, sondern in die Abfalltonne. Es ist das eine Vergeudung von Geld und Nahrungsmitteln, wie sie unter den jetzigen Verhältnissen von keiner Seite gebilligt werden kann, und es muß einen sonderbaren Eindruck auf die Angestellten machen, wenn ihnen immer wieder von der notwendigen Sparsamkeit geredet wird und sie zusehen müssen, wie hier die Speisen, die doch auch einen erheblichen Wert repräsentieren, noch mit Zutaten versehen werden, um schließlich in die Tonne zu wandern. Wenn trotz des Widerwillens des Personals dieser Fisch immer wieder auf den Tisch kommt, und wenn von Leuten, die etwas davon verstehen, behauptet wird, daß er, wenn richtig gefocht, auch genießbar sei, dann wäre vielleicht die Zuteilung einer Pflegerin zu beachten, die Mädchen in einem Kochkursus zu schicken, damit sie die richtige Zubereitung erkennen. Besser wäre es allerdings, wenn man Alppfisch vom Personal sich trennen würde, wie man es ja schon auf eine Weisung der Schwestern im St. Andreaskrankenhaus für deren Tisch getan hat. Auch im St. Andreaskrankenhaus Am Herban kam ein beachtenswertes Vorkommnis zur Sprache. Die Hausdiener hatten in den ersten Tagen des Monats März den ganzen Nachmittags über Schnee gefegt. Ausgefroren und ausgehungert kamen sie nach Abendgung dieser Arbeit zum Abendessen in der Hoffnung, sich aufzuwärmen und ihren Hunger zu stillen. Sie waren starr vor Starren, als man ihnen schließlich einen Topf Mehlsuppe mit Nudeln vorsetzte. Das schlug bei ihnen dem Kopf den Boden aus. Gemeinlich erhoben sie sofort Beschwerde gegen diese unerhörte Sparsamkeitspolitik und hatten den Erfolg, daß jedem der Beschwerdeführer ein Stück Wurst zugebilligt wurde. Diejenigen, die sich mit ihrem Topf Mehlsuppe begnügt hatten, bekamen nichts. Nur weiter so; wir haben gegen diese Taktik nichts einzusetzen. Sie wird auch dem nächstbesten Angestellten den Weg zeigen, den er zu gehen hat, um zu seinem Recht zu kommen! Ob dieser Weg aber der richtige ist, um dem überall bestehenden Mangel an Pflegepersonal abzuwehren, das wegen wir denn doch zu bezweifeln. - Der notwendige Ausgleich zwischen der allgemeinen Feuerung auf der einen und der Schmälerung der Bezüge auf der anderen Seite kann nur durch eine Feuerungsanlage ausgemittelt werden, wie sie von anderer Organisation für die Gesamtheit der städtischen Arbeiter gefordert worden ist.

Berlin. Die Handwerker der Kranken- und Pflegeanstalten hatten sich mit einigen Wünschen durch die Organisationsleitung an die Verwaltungsdeputationen gewandt. Die Wünsche sind in der Handwerker Nummer Nr. 5 der „Sanitätskarte“ besprochen worden. Von einer Behandlung dieser

„Der vor Ihnen, der war ja man so 'n Meiner.“ fuhr das Dienstmädchen fort und machte eine verächtliche Handbewegung. Dabei tat sie wieder einen Witz zum Himmel, wobei ich dann allerdings merkte, daß dies Augenpiel nicht sowohl auf einem plötzlichen Herzensparoxysmus, als auf einem kleinen Naturfehler beruhe.

Wieder darauf trat der Nachtwächter ein, und sie sagte, auf mich wachend: „Johann, der ist der neue Wächter. Der trübsicht nachher mit uns.“

Gustav befragte mich über meine Meinungen im nässigen Aufwachen, und als ich ihm bekannte, daß sie gleich Null seien, erklärte er sich wohlwollend bereit, mich zu unterweisen.

Er nahm mich mit sich in den Spülraum, wo sich über einem steinernen Becken ein Wasserbad und eine Brause für heißes und kaltes Wasser und auf einem Holzgestell reichlich ein Duzend Stiefel befanden, mehrere in einem Eimer eine Handvoll Schmierseife, ließ lauwarmes Wasser hinein, zeigte mir, wie man den nässigen Schenkel um den Becken schlingt und verließ mich dann.

Darauf begann ich meine Arbeit unter den Augen von fünf- unddreißig aufmerksamen und strengen Kritikern.

Der Kavillon XVIII, in dem ich meine Tätigkeit ausübte, war mit chirurgisch behandelten belegt. Im oberen Saal lagen die leichteren und die auf dem Wege der Genebung befindlichen Fälle.

Eben jetzt begannen die Patienten, die in zwei langen Reihen von Betten lagen, zu erwachen. Und dies hineinfinden aus dem Schlaf in den neuen Morgen vollzog sich unter so lautem Gähnen, Brummen und Häuspern, daß ich unwillkürlich an eine Menagerie erinnert wurde. Da bis zum Morgenstau noch reichlich eine Stunde Zeit war, richteten die meisten die Köpfe hoch und sahen der neuen Erscheinung neugierig zu. Mir schlug das Herz lächelnd im Leibe. Wenn man vom nässigen Äußerlichen nichts versteht, hält man es für eine Kleinigkeit. Aber ich, der das vier Wochen lang täglich zwei Stunden lang betrieben habe, kann versichern: es ist gar nicht so leicht — namentlich in einem Saal, wo so viele Betten,

Kadische und Stühle mit je vier Beinen herumstehen, ist es gerade so schwierig wie ein Eierfang. Alle Augenblicke demberte ich mit dem Schrubber irgendwo an und war auf eine abfällige Bemerkung gefaßt, und richtig rief mich auch schon einz an. Es war ein Mann mit kupferrotem Gesicht, schwarzem Schnurrbart und einer mit Hilfe von viel Wasser süß zurückgemachten Kräu, den ich für einen Matrosen hielt. „Sie, junger Mann, haben Sie der früher noch schon gemacht?“ „Ne“, erwiderte ich. „Was waren Sie denn früher?“ „Schrittsteller?“ „So? Und nu sind Sie der? Viel verdienen Sie hier ja auch mich. Aber Sie haben doch was Sicheres. Sie müssen 'n längeren Strich nehmen. Evidentlich mit 'n Schwung. Sonst werden Sie ja nie fertig.“

Schön. Ich verbotte es mit 'n Schwung, denn ich sah ein, daß ich sonst wirklich nie fertig werden würde. Ich war erst beim dritten Bett und schon so heiß geworden, daß mir der Schweiß vom Gesicht in den Schenkel tropfte. Der Boden lag entsetzlich voll von allem möglichen, schwer erreichbaren Zeug: Wattenballen, zerbröckeltem Gips von den Gipsverbänden, Apfelfinenkernen und Papierfetzen. Der Schrubber flog und kratzte immer wieder gegen einen Bettfüßen, was aber die Patienten nur zu der freundlichen Frage veranlaßte: „Na, wenn werden Sie bloß mal fertig werden? Sie kommen ja nie zum Krühstund.“

Blötzlich rief von der anderen Seite jemand sehr dringlich nach mir. „Sie, Meister, schnell.“ „Sie wünschen?“ „Prüngen Sie mir doch mal 'ne Pratzfanne.“ „Was wünschen Sie?“ „Na sollte doch, 'ne Pratzfanne! Aber 'n bisten schnell.“ Ich sah den abgekehrten Mann mit dem struppigen Schnurrbart und den wild rollenden Augen, dessen rechtes Bein in einem dicken Gipsverband wie das Glied einer Moloassstatue auf einem hölzernen Unterbau lag, noch immer verdächtig an, während er wiederholte: „Meister, 'n bisten schnell. Sie sehn doch, id kann mir nich rühren. Prüngen Sie doch 'ne Pratzfanne!“ Was mir sein Nachbar, ein feines altes Herrchen, erklärte: „Der Herr wünscht ein Stiefelchen!“ Da eilte ich davon, daß die Schürzenzipfel flogen.

Angelegenheit durch die gemeinsamen Arbeiterausschüsse der Kranken und Irrenanstalten glaubten die Kollegen in Rücksicht auf die augenblicklichen Verhältnisse und im Interesse der Verwaltungen abgeben zu sollen. Bei dem großen Mangel an Personal müßten solche Zusammentritte als störend empfunden werden. Der Ergänzungsleistung ist nun von beiden Verwaltungen folgende Antwort zugekommen:

„Mit gegenwärtig auf den Antrag sachlich eingegangen zu können, bemerken wir, daß uns ein Antrag anderer durch die Arbeiterausschüsse vertretenen Arbeiter gegenwärtig nicht vorliegt. Es wird dem Verband begreiflich ersichtlich, daß wir die zur Vertretung unserer Arbeiterausschüsse nicht übergeben wollen. Sobald ein solcher Antrag vorliegt, werden wir Wohlwille fassen, bemerken aber, daß doch wohl die gegenwärtige Zeitlage nicht dazu geeignet ist, allgemeine Änderungen der Arbeitsbedingungen zu erwägen.“

Zu diesem Bescheid möchten wir folgendes bemerken: Die Arbeiterchaft in den Kranken und Irrenanstalten hat bei den eingeleiteten Verschlechterungen ihrer Arbeitsverhältnisse - Sommerurlaub, Krankengeldzahlung, und damit verbunden auch bei der Gewährung der Kriegsunterstützung, nicht gemerkt, daß die Verwaltungen sich um die Arbeiterausschüsse gekümmert haben. Es erwidert der Arbeiterchaft unbeeinträchtigt, daß trotz des bestehenden Reglements die Verwaltungen die Arbeiterausschüsse übergeben, wenn es sich darum handelt, mit Einigungsmaßnahmen Verschlechterungen durchzuführen. Daß man sich bei der notwendigen Verbesserung in Bezug auf die Lohnberechnungsart plötzlich auf die „berufenen Organe zur Vertretung der Arbeiterchaft“ bezieht, dürfte nur einem sehr verstandesvollen Lächeln begegnen. Daß man aber die Arbeiterchaft auf diese berufenen Organe - die Arbeiterausschüsse - hinweist und in demselben Atemzug erklärt, daß die gegenwärtige Zeitlage nicht geeignet ist, allgemeine Änderungen der Arbeitsbedingungen zu erwägen, das zeugt von einer ganz besonderen Verächtlichkeit. Eine Nichtachtung müssen wir uns erlauben: Es handelt sich bei den beantragten Verbesserungen nicht um „allgemeine“ Änderungen der Arbeitsverhältnisse. Die Arbeiterchaft wird sich ihren Versatz darauf machen, daß die Verwaltungen die gegenwärtige Zeitlage wohl für geeignet halten, „allgemeine Verschlechterungen“ der Arbeitsbedingungen durchzuführen, aber die zum Ausgleich gewünschten Verbesserungen nicht ablehnen. Wenn die Arbeiterchaft mit den so geschaffenen Verhältnissen unzufrieden ist und nach den Anordnungen der Verwaltungen auch bleiben soll, so werden dieselben doch wohl besondere Gründe hierfür haben. Im übrigen möchten wir auf das gute Beispiel des Berliner Magistrats hinweisen. Nach den Ausführungen des Oberbürgermeisters Reide werden die durch die Trauungserklärung eingereichten Anträge einer Feuerungszulage ernstlich erwogen.

Berlin. Anstalten in Puch, Dalldorf und Herzberg a. O. Anfangs März d. J. beschäftigte sich das Personal dieser Anstalten in zum Teil sehr gut besuchten Versammlungen mit der „Volksernährung in Kriegsjahren“. Auch hier wurden teilweise die schon in der vorigen Nummer der „Sanitätskarte“ behandelten Mängel als zureichend anerkannt. Wie in Wühlgarten ist auch in Dalldorf die Zubereitung gekürzt worden. In Puch wurde über schlechte Zubereitung geklagt. Von einem Ertrag des fehlenden Brotes durch andere Volksernährungsmittel kann nicht gesprochen werden. Von den Pflegern der Irrenanstalt wird die Befürchtung geäußert, daß sie bei der quantitativen und qualitativ mangelhaften Ernährung auf die Dauer ihren Dienst, besonders auf den festen Häusern nicht versehen können. Die Pflege und die Wartung der „gemeingefährlichen Irren“ kann von Pflegern die nicht gut und kräftig ernährt werden, nicht ohne eigene Gefahr ausgeübt werden, oder man legt diese Kranken auf Hungeroperationen, so daß sie, wie es im Volksmund heißt, „vor Hunger nicht gerade gehen können“. Dann dürften auch die Irrenpfleger bei ihrer etwas besseren Ernährung noch ihre Aufgabe erfüllen können. Die Kostlagen werden zu einem sehr erheblichen Teil vermindert, wenn man dem Personal durch die Arbeiterausschüsse als Menagekommission eine Mitarbeit ermöglicht. Derselben darf natürlich nicht bloß, wie das sonst üblich ist, das Essen nachträglich zum Kosten vorzählt werden. Solche Kostproben fallen auch bei dem schlechtesten Essen für gewöhnlich gut aus. Forentinische Dörfer werden eben nicht nur in Rußland gebaut. Das verhält man bei Besichtigungen, Monproben usw. auch sehr gut in unserem eigenen Vaterlande. Heute vermischt man die Mängel über die Mängel damit zu erwidern, daß man den Leichwärtigern droht, ihnen die Ehre zu verhandeln, für das Vaterland kämpfen zu dürfen. In die Verleumdung, daß das Personal, das vom 1. Tisch speist, freilich nicht kommen. Wenn

da an einem Sonntag pro Kopf für Essen und Trinken rund 1 Mk. Müssen entfallen, dann werden Mängel kaum vorkommen. Für das gesamte Personal reicht aber die Kostwendigkeit, von dem erhaltenen Pécunia noch einen erheblichen Teil zur Deckung des fehlenden Nahrungsquantums auszugeben. Der Ertrag dieser Ausgaben durch eine Feuerungszulage ist hier wie für andere nachträgliche Arbeiter und Angestellte dringend geboten.

Gallina. In unserer Versammlung vom 25. Februar hielt Kollege Kof. ph. m. r. einen Vortrag über „Krieg und Arbeiterbewegung“. Überzeugend wies der Referent nach, daß es der Arbeiterchaft nicht gleich sein konnte, wie das Ende dieses Vorkriegens aussieht. Die deutsche Arbeiterchaft verdaute es ihren ausgesprochenen Organisations, daß Deutschland in Bezug auf Verbesserungsweisen eine erste Stelle in der Welt hielt. Und gerade die Arbeiterbewegung hat es gewesen, die die Sozialpolitik gebung vorwärts gedrängt habe. Noch ist nicht alles erreicht, aber schon die bisherigen Erfolge genügen, um das deutsche Proletariat zu überzeugen, daß sein Platz beim Vaterlande ist. Nach dem Kriege aber werde die Arbeiterbewegung stärker als je wachsen. Das Verhalten derselben während des Krieges habe bewiesen, wie haltlos alle jene Vorurteile, die Vaterlandsstiche betreffen, waren. Gerade durch den unermüdeten Eifer, die Sozialpolitik weiter auszubauen und den armeren Volksklassen ein besseres Leben zu verschaffen, bewiesen Sozialdemokraten und Gewerkschaften ihre Vaterlandsstiche. Stark und gesund im Körper und Geist soll der deutsche Arbeiter aufwachen; denn mit Schwächlingen ist namentlich im Kriege nichts anzufangen. Das deutsche Proletariat wünscht keine russische oder französische Herrschaft, sondern es will deutsch, aber frei sein!

Gerichts-Zeitung.

Die Krankenwärter im Nachtschicht. Heber die Pflichten einer Krankenwärterin, ein gerechtes Leben zu führen, sprach sich vor kurzem das Gewerbeamt Charlottenburg aus. Dort klagte die Krankenwärterin Illu. K. gegen ein Schwesternbureau, da sie, nach ihrer Ansicht, zu Unrecht entlassen worden ist. Die Klage ist sollte am Entlassungstage um 6 Uhr früh im alten Charlottenburger Krankenhaus einen Pflegedienst übernehmen, wurde aber von der Leiterin des Heims nicht hingesehen, weil sie erst gegen 5 Uhr morgens nach Hause kam. Sie hatte, wie als erwidert geht, über Mitternacht hinaus in einem Caféhaus der Friedendstraße gesessen. In die nächtlichen Pummelfahrten bei der Schwester schon öfter vorgekommen waren, sprach die Besklagte die sofortige Entlassung aus. Das Gewerbeamt beantragte auch die Verurteilung der Entlassung und wies die Mägenin ab. Es wurde, so heißt es in der Begründung, ihre Pflicht gewesen, vor dem Dienstantritt wenigstens einen Teil der Nacht zum Schlaf zu denken, statt die Nacht in einem Café zuzubringen. Sie konnte somit nicht die erforderliche Ruhe und Sicherheit im Krankenstande haben, die man von einer Krankenwärterin verlangen müsse. In der Berufunginstanz stellte sich die Schwester auf den „Verrentandpunkt“, in ihrer dienstlichen Zeit sei sie Herr ihrer selbst und könne mit der Zeit machen, was ihr beliebt. Das Landgericht III, das die Berufung zurückwies, beehrte die Mägenin aber eines anderen. Die Mägenin habe übersehen, daß sie im Heim der Besklagten Hausgemeinschaft hatte. In Leistung des Heims kann den übrigen soliden Angestellten nicht zumuten, mit Personen zusammenzuleben, deren außerordentliches Verhalten nicht den Anschauungen und Gewohnheiten ihres Standes entspricht. Der Beruf einer Krankenwärterin stelle ganz besondere Anforderungen an die Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, es werden darum auch nur solche Personen als geeignet angesehen, die in ihrer ganzen Lebensauffassung ein gewisses Maß von sittlichem Ernst aufweisen und sich von allem fernhalten, was den Verdacht einer ungeordneten oder gar unzüchtigen Lebensführung rechtfertigen könnte.

Filiale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten.

Wittwoch, den 31. März, abends 10 Uhr bei Zählz. Am Nonasgraben 2: Sektionsversammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Stadtverordneten Eugen Prudner über „Die Volksernährung während des Krieges“. 2. Verhandlungsgegenstände: 3. Beschlüsse. Zahl jedes Ercheinens wird erwartet. Gäste willkommen!

Die Sektionsleitung.